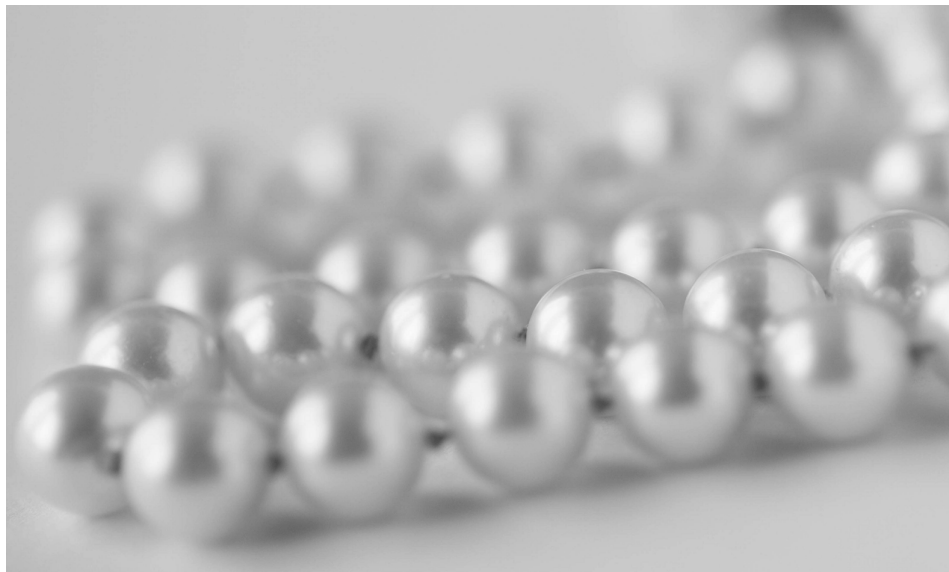


Perlenfischen

Von Roger von Wartburg

Die Perlen 1 bis 4 zeugen von einer spannenden Debatte im Zürcher Blätterwald Ende Juni. Mit Bezug auf den Schulversuch **«Fokus Starke Lernbeziehungen»** titelte der «Tages-Anzeiger» am 21. Juni 2014: **«Weniger Lehrer, mehr Ruhe»** (Perle 1). Dieser Artikel veranlasste Ueli Zulauf, den ehemaligen Sekretär des Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverbands (ZLV) am 25. Juni 2014 zu einem Leserbrief mit der Überschrift **«Entwicklungen nicht antizipiert»** (Perle 2). Daraufhin wiederum sah sich Thomas Ziegler, pensionierter Sekundarlehrer sowie vormaliger Kantonsrat und Bezirksschulpflegepräsident, zwei Tage später zu einer **Replik an die Adresse Zulaufs** (Perle 3) genötigt. Ein **weiterer Leserbrief zum Thema** (Perle 4) in der «NZZ» vom 30. Juni 2014 setzte dann noch einmal einen neuen Akzent innerhalb der Kontroverse.



Perle 1: «Bei dem Versuch wird die Zahl der Lehrpersonen auf zwei beschränkt, um die Unruhe in den Klassenzimmern zu reduzieren: In manchen Klassen gehen heute acht bis zehn Lehrpersonen ein und aus. Den Kindern und Eltern ist nicht immer klar, wer die Ansprechperson ist. Und die Lehrer müssen sich ständig absprechen. Die Reduktion auf zwei Klassenlehrpersonen soll die Lehrerteams entlasten und die Beziehung zwischen Lehrpersonen und Schülerinnen und Schülern stärken. Dafür werden die Stellenprozente der Förderlehrpersonen, also zum Beispiel der Heilpädagogen und Lehrerinnen für Deutsch als Zweitsprache (DaZ), auf die Klassenlehrpersonen umgelagert. Damit das Unterrichten zu zweit klappt, muss sich das Lehrduo gut verstehen. [...] Erst wenn sie beide nicht mehr weiterwis-

sen, wenden sie sich an die Förderlehrpersonen. [...] Die Förderlehrpersonen erfahren bei dem Versuch die grösste Umstellung. Neu arbeiten sie nicht mehr direkt in den Klassen, sondern beraten die beiden Klassenlehrpersonen.»

Perle 2: «Eine Klasse – ein Lehrer», das war das Paradigma der Volksschule bis in die Achtzigerjahre hinein. «Eine Klasse – viele Lehrerinnen», so könnte es heute heissen. Es ist nicht mehr eine Einzelperson, die heute eine Klasse unterrichtet, sondern mehrere. Oft sogar viele; allzu oft sogar zu viele. Nun gibt der Kanton Zürich Gegensteuer und führt dafür eigens einen Schulversuch durch. Dabei geht es darum, herauszufinden, wie man es anstellt, eine Klasse zu zweit zu führen. «Da staunt der Laie, und der Fachmann wundert sich», ist man versucht zu sagen. Und der Schluss

liegt nahe, dass das angestrebte Ziel wohl einfacher und schneller zu erreichen gewesen wäre, wenn man statt der Zersplitterung und Spezialisierung Vorschub zu leisten, der Klassenführung und der Beziehungsarbeit mehr Sorge getragen hätte. «Gouverner c'est prévoir», regieren heisst vorausschauen, lautet der Grundauftrag von Entscheidungsträgern in den Chefetagen von Politik und Wirtschaft. Es ist nicht zuletzt die mit diesem Auftrag verbundene Verantwortung, welche die hohen Gehälter von Führungsleuten rechtfertigt. [...] Was in den letzten Jah-

ren in der Volksschule ablief, stand unter dem Motto: Jeder für sich, niemand fürs Ganze. Der Schulversuch «Fokus Starke Lernbeziehungen» ist leider nichts anderes als die Korrektur einer Fehlentwicklung, die auf Führungsversagen zurückzuführen ist. Ich habe zwischen 1995 und 2003 als Verbandssekretär des Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverbands gegen starke Widerstände der Lehrerschaft die tiefgreifenden Reformen der Zürcher Volksschule unterstützt. Dieses Engagement, das ich auch im Rückblick für richtig halte, gründete nicht zuletzt im Vertrauen darauf, dass berechnete Anliegen der Lehrerinnen und Lehrer durch eine kompetente Steuerung der Reform aufgenommen werden. Eines dieser Anliegen war die Sorge um die Klassenlehrerfunktion. Nun stellt die Führungsriege fest, dass die Sache

aus dem Ruder gelaufen ist und das Steuer herumgeworfen werden muss. Die Klassenlehrpersonen sollen mit grossem Aufwand dazu angeleitet werden, die Fäden wieder selbst in die Hand zu nehmen; teuer ausgebildete Heilpädagoginnen und -pädagogen werden im Gegenzug zu Beratungspersonen zurückgestuft. Von Lehrerinnen und Lehrern, die mit den widersprüchlichsten Erwartungen zahlreicher Anspruchsgruppen zurande kommen müssen, wird erwartet, dass sie ihre Klasse «im Griff» haben. An der Volksschule zu unterrichten, sei heute eine komplexe Sache, wird gern von oben herab schwadroniert. Wenn hochbezahltes und mit akademischen Titeln dekoriertes Führungspersonal in den Lehrerbildungsanstalten und in der Bildungsdirektion seine Kernaufgabe, das Antizipieren von Entwicklungen und die Steuerung von komplexen Prozessen, mangelhaft erfüllt, initiiert man einfach einen teuren Schulversuch. Stossend daran ist, dass dabei jene recht bekommen, die schon immer gewusst haben, dass man am besten alles beim Alten belässt.»

Perle 3: «Lieber Ueli Zulauf, <... jene bekommen recht, die schon immer gewusst haben, dass man am besten alles beim Alten belässt>. Diese (zu) späte Einsicht ehrt dich – anders als all die Bildungstechnokraten, akademisch gebildeten Erziehungswissenschaftler (ohne Praxisbezug) und Schulbehörden [...], die immer noch alles wunderbar finden. Allerdings hat niemand alles beim Alten lassen wollen, sondern wir wollten z.B. eine statt zwei Fremdsprachen auf der Primarstufe, eine Integration nur der körperlich behinderten (und nicht auch noch der Verhaltensoriginellen oder wirklich ganz leistungsschwachen) Kinder, keine Aufgabe des Klassenlehrerprinzips, v.a. nicht an der Primarschule, eine differenzierte Stundentafel auf der Sekundarschulstufe usw. Und wir befürchteten, dass die Reformen von den Bildungstheoretikern (und deren politischer Führungsriege) von oben herab «ohne Pardon» durchgezogen würden, ohne die Erfahrungen von ausgewiesenen Lehrkräften an der Front genügend zu berücksichtigen. Jeder Lehrer, der nicht zu jeder (radikalen) Reform ja sagte, wurde als rückständig, (ver)alt(et), konservativ oder überheblich diffamiert – von der Presse über die Bildungsbehörden bis zu den (meisten) Lehrervereinen ... [...] Dass ich (und viele andere) recht bekommen haben, vermag mich gar nicht zu erfreuen – im Gegenteil. Dass die Rückkehr zu einem System mit wenigstens «nur» zwei Lehrkräften als (neu erfundener) Versuch dargestellt wird, ist hingegen geradezu zynisch. Wenn ich heute (als «Senior im Klassenzimmer» und als sehr engagierter Grossvater) ins Klassenzimmer komme, kann ich mich vor lauter Atelier-, Werkstatt- und Gruppenunterricht (in dem stundenlang Arbeitsblätter ausgefüllt werden) selten erwärmen. Zwei bis drei (wech-

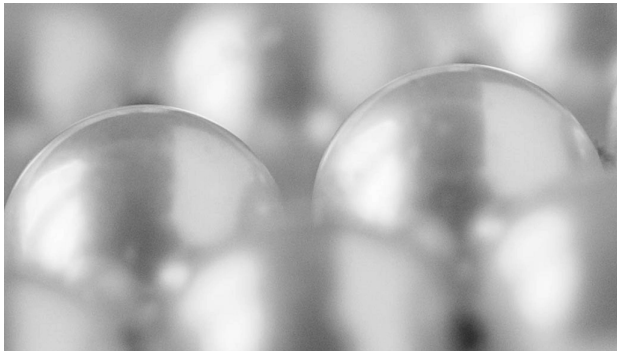
selnde) Lerncoaches (insgesamt sechs bis sieben) statt Lehrkräfte sorgen dafür, dass (langweilige) Ruhe und gute soziale Zusammenarbeit herrschen – eine (Klassen)lehrkraft, eine Persönlichkeit, die auch begeistern kann, fehlt. Besonders nachteilig wirkt sich das auf (wilde) Buben aus. [...] Und so komme ich zu dem, was für mich an der Entwicklung der Volksschule am stossendsten ist: Als (einst) glühender Befürworter des «gebrochenen» Bildungsweges (und als Vater eines aktiven Seklehrers, der genau so spricht) muss ich heute meinem ältesten Enkel (5. Klasse) zum Langzeitgymi raten statt zur Sekundarschule, denn v.a. diese Stufe ist mit dem Segen von Buschor und Co. «zu Tode» reformiert worden.»



Perle 4: «Im Rahmen meiner Tätigkeit als Heilpädagoge im Kanton Zürich sind mir [...] Rückmeldungen zum Schulversuch bekannt. Die Klassenlehrpersonen müssen zu ihren übrigen Aufgaben diverse Aufgaben der Heilpädagogen übernehmen. [...] Fraglich ist nur, woher die Lehrpersonen die dafür nötige Zeit und das heilpädagogische Fachwissen holen. Ebenso bezweifle ich, ob die Eltern ihr Kind mit speziellem Förderbedarf tatsächlich einzig durch Lehrpersonen, die mit anderen Aufgaben eingedeckt sind und die gerade einmal eine Art schulinternen «Heilpädagogik-Crashkurs» durchlaufen, unterstützt sehen möchten. Sollte von Behördenseite die Absicht bestehen, dieses Manko durch eine fachlich fundierte Weiterbildung und zusätzliche Zeitressourcen zu beheben, stellt sich für mich aufgrund meiner Erfahrungen die Frage, ob das dazu nötige Geld tatsächlich zur Verfügung gestellt wird.»

Kommentar: Sollten Sie, geschätzte Leserschaft, eine Lösung parat haben, wie dieser gordische Knoten durchhauen werden kann, dann melden Sie uns diese bitte per E-Mail an info@lvb.ch.

Hans Peter Klein, Naturwissenschafts-Didaktiker an der Goethe-Universität in Frankfurt, trägt mit seinen regelmäßig erscheinenden Beiträgen in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» massgeblich zur kritischen Diskussion schulischer Neuerungen in Deutschland bei. In seinem Beitrag **«Ich glaube, ich bin in einem Paralleluniversum gelandet»** vom 17. Juli 2014 durchleuchtet er die Auswirkungen des **Kompetenz-Konzepts** im Kontext von **Präsentationsprüfungen im Fach Mathematik**.



Perle 5: «Betrachtet man die Entwicklung der Abiturienzenzahlen, der Abiturdurchschnittsnoten und der Abiturbestnoten in den letzten Jahren, scheint es in den meisten Bundesländern nur noch eine Richtung zu geben: aufwärts. [...] Aufsehen erregt vor allem die Vermehrung der Universalgenies mit der Traumnote 1,0 allein in diesem Jahr [...]. Aufschlussreich ist die in den letzten Jahren in mehreren Bundesländern eingeführte Präsentationsprüfung. [...] Besondere Bedeutung wird dabei den überfachlichen Kompetenzen [...] zugewiesen. Eigenständigkeit, soziale und lernmethodische Kompetenzen sollen die Schüler dazu befähigen, den Bildungsgang auch an einer Hochschule erfolgreich fortzusetzen. Die Präsentationsprüfung wird weiterhin als eine der Kernkompetenzen des selbstorganisierten Lernens ausgewiesen, die dem Schüler eine eigenständige Durchdringung der Inhalte abverlangen soll. Ein Blick hinter die Kulissen solcher Prüfungen lohnt sich. Der Schüler kann das Fach für die Präsentationsprüfung in Absprache mit seinen Lehrern selbst aussuchen. Man sollte erwarten, dass Fächer wie Biologie oder die klassischen «Nebenfächer» bevorzugt gewählt würden. Erstaunlicherweise erfreut sich aber ausgerechnet Mathematik bei den Schülern immer grösserer Beliebtheit. Integral- und Differentialrechnungen als Power-Point-Präsentationen? Wiederum sollte man erwarten, dass vor allem die guten oder sehr guten Schüler so denken. Mathematik bevorzugen aber die Schüler, die in dem Fach schon während der gesamten Qualifikationsphase [...] meist nur mangelhafte

oder ungenügende Leistungen nachweisen konnten. Wie ist das möglich? Die Schüler wissen mittlerweile genau, wie der Hase in solchen Präsentationsprüfungen läuft. Der Schüler erhält in Absprache mit seinem Lehrer eine Aufgabe [...] entsprechend den kompetenzorientierten Vorschriften. Der Schüler hat je nach Bundesland zwischen zwei und vier Wochen Zeit, die Präsentation vorzubereiten. Spätestens hier dürfte jedem klar werden, wie das selbstorganisierte Lernen [...] abläuft. Die Eltern, der Nachhilfelehrer, der in Mathematik begnadete Mitschüler, der bekannte Mathematiklehrer oder gar Professor erstellen gemeinsam mit dem Schüler die Präsentation, und der Präsentierende wird auf das Thema konditioniert. Mittlerweile bieten Ghostwriter im Internet längst Präsentationen für jedes gewünschte Thema an. In der Präsentation selbst kann dann [...] kaum etwas schief laufen, denn nach den vorgesehenen Beurteilungskriterien kommt es hier weniger auf den Inhalt als auf methodisch-technische Gestaltung und die fachunabhängigen Kompetenzen an: Strukturierung der Präsentation, sachgerechter Einsatz der Medien, Qualität der audio-visuellen Unterstützung, Präzision und logische Nachvollziehbarkeit der Darstellung, kommunikative Fähigkeiten sowie Reflexion über die gewählte Methode gehören zu den Beurteilungskriterien. [...] Auch mit der Bewertung der Qualität und dem Umfang der fachlichen Information dürfte der Schüler, wenn man die externe Unterstützung zur Vorbereitung berücksichtigt, [...] kaum Probleme haben. Die Lehrer, die ja genau wissen, dass der vor ihnen Vortragende Schüler von Dingen redet, von denen er in der Vergangenheit kaum etwas verstanden hatte, fühlen sich regelrecht vorgeführt. [...] Die Prüflinge, die sich ihrer mangelhaften Leistungen in Mathematik ja durchaus bewusst sind, können es auch kaum fassen, wenn sie am Ende der Prüfung eine mehr oder weniger gute Note bekommen, und posten in Facebook, sie hätten das Gefühl, sie befänden sich in einem Paralleluniversum. [...] Die Argumentation, die meisten Abiturienten studierten ohnehin nicht Mathematik, verkennt völlig, dass ausser in den Sprachen fast alle anderen Fachbereiche an den Hochschulen grundlegende mathematische Kenntnisse für ein erfolgreiches Studium voraussetzen. Betrogen sind bei derartigen Taschenspielertricks eigentlich alle: die Schüler, die sich ihrer defizitären fachlichen Kenntnisse durchaus bewusst sind; die Eltern, weil sie glauben, dass ihre Kinder gut auf ein Studium oder einen Beruf vorbereitet seien; die Lehrer, denen die Defizite ihrer Schüler genau bekannt sind; und auch die Hochschulen, die glauben, exzellente Abiturienten zu bekommen, und dann doch Brückenkurse anbieten müssen, um die Lücken ausgleichen zu können; schliesslich auch die Öffentlichkeit, die mit faulen Statistiken geblendet wird. [...] An innovativen und kreativen Massnahmen

zur weiteren Erhöhung der Abiturientenquote auf den von der OECD ausgegebenen Wert von bis zu 70 Prozent eines Jahrgangs scheint es jedenfalls nicht zu mangeln.»

Kommentar: Anstelle eines Kommentars seitens des Perlenfischers kommt an dieser Stelle der frühere SP-Nationalrat Rudolf Strahm zu Wort: «Viele europäische Länder haben nur vollschulische Ausbildungen an Universitäten und technischen Hochschulen. Gerade diese Länder stecken heute in der Akademisierungsfalle: Es bestehen Maturaquoten von über 50 Prozent. Ausbildung wird dort mit dem Gang an die Uni gleichgesetzt. Auffällig ist aber, dass in solchen Ländern jeder vierte Jugendliche arbeitslos ist. In Südeuropa ist es sogar jeder zweite. Nicht einmal die akademisch Ausgebildeten sind arbeitsmarktfähig. Die Schweiz, Deutschland sowie Österreich bilden einen Grossteil der Jugendlichen praxisnah aus und stehen mit der dualen Berufsbildung viel besser da: Sie haben nicht nur weniger jugendliche Arbeitslose, sondern sind auch konkurrenzfähiger in der Weltwirtschaft. [...] Die Besonderheit am dualen Berufsbildungssystem liegt in einer besseren Arbeitsmarktfähigkeit der Ausgebildeten. Sie verfügen über Wissen, kombiniert mit praktischen Fertigkeiten. Länder, in welchen ein solcher Wissenstransfer fehlt, leiden viel stärker an Desindustrialisierung als die Schweiz. [...]

1995 war die Berufslehre prestigemässig an ihrem Tiefpunkt. Die OECD anerkannte damals die Berufslehre nicht einmal als Ausbildung. Das war auch die Zeit, in der Erziehungsdirektoren forderten, die Berufsbildung mit den Gymnasien zusammenzulegen. Das hätte für das duale Berufsbildungssystem den Tod bedeutet. Glücklicherweise steht die Berufslehre heute wieder besser da. Gerade auch, weil wir zu erkennen beginnen, in welchen Problemen Länder ohne Berufslehre wie Frankreich oder Italien stecken. [...] Wir sind nicht reich wegen der Banken und Versicherungen. Klar machen sie einen wichtigen Anteil der Wertschöpfung aus. Wir sind fast unanständig konkurrenzfähig, weil sich unsere Industrie mit hochpreisiger Qualität und Produktivität vor der Überschwemmung durch Billigprodukte aus Asien rettete. Trotz einer der tiefsten Maturaquoten sind wir das innovativste Land. [...] Wissensgesellschaft heisst nicht immer mehr Uni und Akademisierung, sondern Durchdringung von Wissen in alle Berufsbereiche: Aus dem Mechaniker wird ein Polymechaniker, aus dem Automechaniker wird ein Mechatroniker, aus dem KV-Absolventen wird ein Controller, und so fort. Der Begriff der Wissensgesellschaft wurde falsch verstanden und dazu missbraucht, immer mehr Leute an die Hochschule zu bringen.» (Quelle: Aargauer Zeitung, 04.08.2014)

